

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

108 (11.5.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 19



Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 19. Karlsruhe, Samstag den 11. Mai 1907. 27. Jahrgang.

Ehe und Liebe in Japan.

(Nachdruck verboten.)

Das große Interesse, welches die ganze Kulturwelt an Japan und dem japanischen Volk in den letzten Jahren genommen hat, hat nicht dazu geführt, daß wir nun ein klareres Bild als bisher von dem merkwürdigen Inselreich bekommen haben. Im Gegenteil. Politische und wirtschaftliche Interessen beeinflussen die heutigen Weltzeitungen, die über Japan schreiben, weit mehr als früher. Auch schlagen unsere modernen Reiseverleumdungen ein Keiltempo ein, bei dem unendlich mehr als oberflächliche Eindrücke gewonnen werden können. Da ist man nun so ungemein überrascht, wenn man in der früheren Reiseleiteratur über Japan nachblättert. Diese Arbeiten sind meistens viel ruhiger gehalten; zwar nicht so kühn, aber dafür um so geübter im Material. In den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts, also vor noch gar nicht so langer Zeit, hat ein deutscher Gelehrter und Geograph W. Reinhold ein auf einjährigem Leben und Reisen basierendes Buchlein über „Japan und die Japanesen“ geschrieben, das uns vom japanischen Volksleben ein recht anschauliches Bild gibt. Besonders interessant ist die ruhige, freimütige Darstellung des Geschlechtslebens der Japaner in und außerhalb der Familie. Ueberaus bescheiden meint der Verfasser in der Einleitung: „Das Thema, das ich hier behandle, ist in neuerer Zeit schon von gewandteren Federn, als der meinen, einer Bearbeitung unterzogen worden; allein, es mag von mir von anderem Gesichtspunkt aus aufgefaßt sein und meine Bemerkungen dürfen wenigstens den Anspruch darauf machen, auf eigene Anschauungen begründet zu sein.“ Der Verfasser macht auch keinen Anspruch, das Leben der höchsten Kasten zu kennen, er begnügt sich, zu erklären, daß er ein Jahr lang mitten unter dem eigenlichen Volk und mit ihm zusammen gelebt hat.

Daß die Moral ein mit dem Land und der Zeit ungemessen wechselnder Begriff ist, daß unsere europäische Ehe zwar das Ideal ehelicher Liebe, unter dem heutigen Umstande aber kaum etwas anderes als ein sozialer auf sehr materiellem Grunde stehender Versuch ist, das sieht man ganz besonders bei der Beurteilung der sittlichen Zustände des japanischen Volks, wie wir sie in dem Reinhold'schen Werke finden.

Frau von Sael wurde einst im Gespräch über einige nackte Statuen gefragt, wie sie „Anständigkeit“ definiere. Sie antwortete: „Die Anständigkeit liegt darin, daß man sie bemerkt.“ Diese Definition paßt nach Reinhold's Ansicht vorzüglich in Japan. Der Europäer bemerkt vieles, was ihm zuerst unanständig erscheint; nach sechs Wochen hat er sich daran gewöhnt und bemerkt es nicht mehr. Die niederen japanischen Arbeiter laufen im Sommer teilweise oder ganz nackt auf den Straßen umher; in den Privathäusern oder vor denselben sieht man deren Bewohner sich ungeniert vor den Augen der Vorübergehenden baden; in den Wäldern werden gleichzeitig die Räume von wilden wilden unbescheidenen Geschlechtern benutzt und die Bekleidung der Frauen auf dem Lande nähert sich in der warmen Jahreszeit sehr dem paradiesischen Zustande. Das alles ist sehr auffällig und in unseren Augen unanständig, aber wenn wir danach allein auf den sittlichen Wert des Volkes schließen wollten, so wäre dies einseitig. Das geht schon daraus hervor, daß das Familienleben in Japan eines der schönsten Züge des Volkscharakters bildet. Die Eltern sind niemals unglücklich oder unzufrieden, wenn sie nur Töchter haben. Ueberhaupt ist das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern außerordentlich gut. Die Frau nimmt eine selbständige und weniger abhängige Stellung im Hause ein, als in allen anderen asiatischen Ländern. Sie erscheint mit den erwachsenen Töchtern nicht nur bei Tisch, wenn Fremde zugegen sind, sondern betritt sich auch außer dem Hause frei und unabhängig unter Männern. Sie vertritt oft die Stelle ihres Mannes in Geschäften, führt die Bücher und nimmt in niederen wie auch in höheren Kreisen mehr als sogar in Europa die Stellung einer Freundin und Vertrauten des Mannes ein. Der Verfasser erzählt, wie gesehen zu haben, daß ein Kind von seinen Eltern hyperlich gegügelt oder auch nur hart gescholten worden wäre. Dabei betrat die Kinder in ihrem Wesen ein so liebenswürdiges Benehmen, wie es bei keiner anderen Nation getroffen hat.

Und dieses harmonische Ehe- und Familienleben entbehrt — horribile dictu — aller jener geheiligten Grundlagen, welche in Europa die „sittlichen“ genannt werden. So z. B. gibt es fast keinen einzigen Ehemann, der seiner Frau treu wäre. Untreue von Seiten des Mannes unterliegt weder einer gesetzlichen noch einer moralischen Strafe. Polygamie ist gesetzlich erlaubt, wenn auch in der Praxis auf die wohlhabenderen Klassen beschränkt. Aber auch die Frau aus dem Volke macht keinerlei Einwendungen, wenn sie eine Konkubine neben sich zu haben hat und Eifersucht scheint in Japan ein unbekannter Begriff zu sein. Allerdings sind nun die Frauen keineswegs im Besitz der gleichen Rechte. Da in Japan wie anderswo der soziale Höherstand der Frau des ihm Untergebenen fast gesetzlich ist, ja sogar ein gewisses Recht über dieselbe hat, so schließt sich der Mann vor einem Einbruch in seine Ehre nicht zurück, daß seine Frau sich die Haare schwarz färben und die Augenbrauen abwaschen lassen muß. Weides sind aber für die Japanerinnen die wichtigsten Schönheitszeichen. So streng die Ehefrau an die Treue gebunden ist, so wenig verliert ein junges Mädchen seinen guten Ruf, wenn es Liebesverhältnisse unterhält, welche bei uns entzünden würden. Das ist auch der Grund, weshalb in Japan an der Prostitution bis zu einem gewissen Grade kein Skandal haftet. Daß die Prostituierten ausschließlich aus den armen Klassen hervorgehen, spricht natürlich für ihren ökonomischen Ursprung auch in Japan. Aber die Stellung der japanischen Prostituierten ist eine wesentlich bessere als in dem gemitteltsten Europa.

Eine eigenartige Institution, mit der der Fremde auch unabsichtlich

häufig in Berührung kommt, läßt darüber nicht den geringsten Zweifel. Das sind die Teahäuser, deren Zahl Legion ist und die die Stelle unserer Gasthöfen und Restaurationen vertreten. Die Bekanntheit in ihnen ist weitlich und man findet man hier stets die hübschesten Mädchen der Bevölkerung. Darin ist nun weiter nichts auffälliges, aber alle diese Mädchen sind Prostituierte und sie werden zu diesem Zwecke in den Teahäusern unter Aufsicht und Kontrolle der Regierung erzogen. Es sind Töchter von unermittelten Eltern, die auf eine Reihe von Jahren den Teahausbetriebern vermietet sind. Gewöhnlich kommen sie schon im Alter von sechs bis neun Jahren in diese Häuser, der Staat trägt Sorge, daß den Eltern die vereinbarte Entschädigung ausbezahlt wird und macht garlich darüber, daß die Mädchen gut behandelt werden. Es liegt natürlich im Interesse der Wirte, diese letzteren auf das Beste zu erziehen und ihre etwaigen Talente auszubilden, da in Japan angenehme Umgangsformen und Fertigkeit in weiblichen Künsten Bedingung für das Gelingen sind und ein hübsches Gesicht allein ohne diese Attribute wenig Anbieter findet. Die Dauer des Aufenthalts der Mädchen in den Teahäusern ist verschieden, gewöhnlich erstreckt sich derselbe auf 10 bis 12 Jahre. Bis zu ihrem 15. Jahre erhalten sie Unterricht im Tanzen, Spielen, Singen, feinen Benehmen und allen den Fertigkeiten, durch welche sie den Männern gefallen können. Daneben werden sie jedoch zu praktischen Hausfrauen herangebildet. Ihre Zahl in den Etablissements richtet sich nach deren Größe und Frequenz. In den Städten findet man bisweilen vierzig solcher Mädchen in einem Teahause, ja in Yokohama hat die Regierung für den Fremden ein solches mit allem möglichen Aufwand von Kraft und Luxus bauen lassen, das nicht weniger als 300 Frauen zählt und unter direkter Verwaltung von Staatsbeamten steht.

Die Teahäuser werden von den Japanesen sehr stark besucht und da die Mädchen durch ihr Benehmen keineswegs die Reputation verlieren, so werden sie vielfach von den jungen Männern der Mittelklassen geheiratet, weil sie für eine gute Hausfrau notwendige Eigenschaften besitzen und alles gelernt haben, was ihrem künftigen Gatten das Leben angenehm machen kann.

Ein seltsamer Widerspruch im sittlichen Leben der Japanesen ist die Tatsache, daß nur legalisierte Prostitution anstandslos ist. Sobald sie außerhalb der Teahäuser getrieben wird, verurteilt sie die Betroffenen zu derselben Bekandtheit, wie bei uns, und solche Mädchen werden nie darauf denken können, sich zu verheiraten, es sei denn mit einem Manne aus der verachteten Klasse der Arbeiter, der Parasiten in Japan. Es ist schwer, für diese Unterscheidung eine Erklärung zu finden, wenn man Moral nicht als einen relativen Begriff auffassen und den Staatsbegriff der Japaner sehr hoch veranschlagen will.

Man sollte denken, daß sittliche Zustände, wie die geschilderten, notwendig auch Einfluß auf das äußere Benehmen üben müßten. Dem ist jedoch merkwürdigerweise nicht so, und dieselben Mädchen, welche sich jedem Verleihen bezulassen, zeigen in ihrer äußeren Erscheinung einen solchen Anstand und ein so feines sittliches Wesen, daß man es mit ihrem Gewerbe kaum zu vereinbaren vermag. Nicht die leiseste Gemeinheit oder Schamlosigkeit blüht bei ihnen durch sie werden nie zudringlich, sondern beobachten im Gegenteil große Zurückhaltung. Ebenso spricht sich in ihren Bewegungen eine Grazie und Anmut aus, die wahrhaft fesselt; doch diese besitzen alle Japanerinnen, sie ist ihnen teils angeboren, teils ein Resultat der Erziehung, die für alle Klassen der Gesellschaft ein feines Benehmen und geistliche Formen als Hauptbedingung hinstellt.

Es kann und soll nicht unsere Absicht sein, die sexuelle Ethik der Japaner, so wie sie von Reinhold offenbar ganz objektiv geschildert wird, als eine ideale hinzustellen. Die schweren Mängel derselben liegen auf der Hand. Auf alle Fälle aber steht sie in ihrer reinlichen Robustität und Natürlichkeit weit über der Eheprostitution der europäischen bürgerlichen Gesellschaft, die nur durch Gesetz und Strafe mit einem sittlichen Mantel behängt wird, in ihrem innersten Wesen aber oft eine sittliche Materie für eines der beiden Teile oder für alle beide ist.

E. R. y.

Die gute Stube.

Es ist eine oft zu beobachtende Tatsache, daß jede Bevölkerungsschicht es der nächst besser gestellten gern nach- und gleich tun möchte. So ahnen reiche Bürgerhöfne gern adlige Gepflogenheiten nach; der Kleinbürger sucht wenigstens äußerlich die Wohlhabigkeit des Wohlbürgers vorzutäuschen; und viele Angehörige der Arbeiterklasse kennen wiederum keinen höheren Wunsch, als die empfindlichen Lebensgewohnheiten des Kleinbürgertums nachzuahmen. Bei diesem Nachahmungstreben wird dann häufig Vernunft zum Unsinne und Wohlstand zur Plage. Das gilt vor allem von der Stube, sich eine „gute Stube“ herzurichten — gibt es doch kaum eine von der Mode geheiligte Einrichtung, die, vom Proletariat übernommen, so sehr der gesunden Vernunft, der Hygiene und dem Schönheitsgefühl widerspricht wie diese.

Der Adel, das Bürgertum haben viel Zeit zur Pflege der Geselligkeit; der Lebensinhalt ihrer Frauen erschöpft sich ja oftmals darin, Besuche zu empfangen und zu erwidern, Gesellschaften zu geben und zu besuchen. Es hat also einen Sinn, wenn dieser wichtigen Tätigkeit ein besonderes Zimmer, der „Salon“, gewidmet wird, um so mehr als in den Wohnungen dieser Kreise ja meist Raum genug zur Verfügung steht. Für den Kleinbürger ist es schon weniger zweckmäßig, einen Raum seiner Wohnung aus dem täglichen Gebrauch auszuscheiden und zur „guten Stube“ zu stempeln. Immerhin hat auch hier diese Stube noch eine gewisse Berechtigung. Denn das Ansehen, das der kleine Krämer, der „selbständige“ Handwerksmeister bei seinen Kunden, der Kredit, den er bei seinen Lieferanten genießt, hängen oft genug von dem Scheine einer gewissen Wohl-

Erklärung auf. Ich möchte noch besonders betonen, daß es sich nicht etwa um eine Diefur handelt, sondern um eine völlig spontane Tätigkeit der Natur, die ganz zufällig eintritt. Was muß in dem Gehirn der Natur vorgegangen sein, welche Denkfraft und Ueberlegung muß sie gehabt haben, die sie dazu gelangte: das, was die anderen Geschöpfe dort im stillen Kämmerlein verrichten, ist dasselbe, was du bisher im Schlafsaale getan hast; gehe hin und tue dasselbe!!!

Allerlei.

Die Kartoffelschälmaschine. Es ist noch wenig bekannt, daß vor einigen Jahren eine Maschine erfunden worden ist, die so recht als Stütze der Hausfrau bezeichnet werden kann. Und zwar als eine Stütze, vor allem wichtig für die proletarische Hausfrau, die noch für den Erwerb mißschaffen muß, sei es als Mälerin, Stickerin, Plätterin oder bergleichen. Diese Frauen müssen darauf bedacht sein, ihre Hände zu den feinen Arbeiten so sauber und geschmeidig wie möglich zu erhalten, und die schmutzigen Arbeiten des Hausalters, die die Finger unglücklich, hart und rissig machen, erschweren ihnen daher ihre Erwerbsarbeit sehr oder machen sie oft direkt unmöglich. In den häuslichen und getränkebedürftigen Arbeiten gehört wohl das Kartoffelschälen, besonders im Proletarierhaushalt, wo die Kartoffeln meist den Hauptbestandteil der Mahlzeiten ausmachen. Da hat nun ein findiger Kopf eine Kartoffelschälmaschine erfunden. Die Kartoffel wird zwischen zwei Stiften festgehalten und durch Drehen einer Kurbel in rotierende Bewegung versetzt. Dabei dreht sie ein kleines scharfes Messer, das durch eine Feder an sie herangebracht wird und so allen Unebenheiten ihrer Form folgt. Das Messer bewegt sich langsam von rechts nach links. Durch die Drehbewegung der Kartoffel und die seitliche Verschiebung des Messers ergibt sich eine Schraubenschnittbewegung, bei der die Schale in feinen Spiralen abgeschält wird und zu Boden fällt. Tiefe Löcher, sogenannte Augen, müssen nachher noch mit dem Fingernagel etwas nachgeputzt werden. — Die Maschine ist leider noch ziemlich teuer, die billigste kostet 7 bis 8 Mk., die besser konstruierten, die dann auch zum Schälen von Äpfeln, Rüben usw. zu gebrauchen sind, kosten sogar 12 bis 17 Mk. Aber das würde sich gewiß bald ändern, wenn die Nachfrage eine größere wäre. Wisher ist die Maschine noch nicht von der Masse gebraucht, und darin liegt wohl auch der Grund, daß sie so teuer ist. Die Fleischhacker- und Reimmaschinen kosteten anfangs auch das Doppelte und dreifache ihres heutigen Preises. Wenn sich also eine größere Anzahl von Genossinnen fände, die sich eine Kartoffelschälmaschine anschaffen wollen, dann würde gewiß ein größeres Kaufhaus (vielleicht auch ein Konsumverein. Ann. d. Red.) einen billigeren Massenbezug vermitteln.

Männer, die ihrer Frau eine vollständige Erleichterung verschaffen möchten, sollten ihr eine solche Maschine schenken. Sie würden damit zweierlei erreichen, erstens behält die Frau eine geschmeidigere Hand, um feinere Arbeiten zu machen, und zweitens spart sie Zeit und gewinnt damit die Möglichkeit, etwas zu lesen und sich mehr der Erziehung ihrer Kinder zu widmen. (Schleichheit.)

T. Mehlchen des Mehles mittels Elektrizität. Je weißer das Mehl ist, desto mehr wird es naturgemäß geschätzt, da es zarter und von feinerer Qualität erscheint. Schon seit langem sind daher die verschiedenartigsten Verfahren im Gebrauch, um Mehl zu bleichen. In London bringt nun seit kurzem eine englische Firma zwei Modelle von Apparaten in den Handel, die Eigenschaften der Elektrizität zum Bleichen von Mehl benutzen. Im wesentlichen wird dabei so verfahren: Der Luftstrom wird mittels eines Aspirators durch eine Kammer getrieben, in der ein Lichtbogen nicht zwischen Kohlen, sondern zwischen Stäben von Eisen oder Stahl brennt. Aus dieser Kammer tritt der Luftstrom in einen anderen Raum, wo das Mehl mechanisch in beständiger Bewegung erhalten wird. Das Bleichen des Mehles erfolgt dann bei der innigen Verührung zwischen ihm und der Luft. Nach Mitteilungen der Firma in der Zeitschrift Electrician tritt die Bleichung dadurch ein, daß die Luft in der Lichtbogenkammer ionisiert wird. Aber auch die Dampfbildung kann die Ursache der Bleichwirkung sein.

Die fleißigsten Briefschreiber sind, nach der Velpoststatistik, die Amerikaner und Engländer, die fleißigsten Postkarten-Schreiber die Deutschen. In der ganzen Welt haben im Jahre 1905 nur in Deutschland Briefe und Postkarten je die Summe von 1 Milliarde Stück überschritten, Briefe auch in England und Amerika. Im Briefschreiben übertrifft der Amerikaner die ganze Welt. In den Vereinigten Staaten wurden nicht weniger als 4645 1/2 Millionen Briefe im inneren Verkehr ausgegeben. Etwas mehr als die Hälfte davon hat England, nämlich 2707 Millionen. 1757 Millionen Briefe wurden in Deutschland ausgegeben. Gleichzeitig wurden in Deutschland nicht weniger als 1299 Millionen Postkarten abgeliefert. 1 Milliarde Postkarten wird sonst nirgends erreicht. Selbst England schrieb nur 800 Millionen Postkarten, die Vereinigten Staaten 728 Millionen.

Eine Knabe ohne Reine — der Adresskumpel zeigt keinerlei Ansehen von Weinen — ist in das Krüppelheim in Angerburg eingeliefert worden. Er stammt aus Westfalen. Schaubudenbesitzer hatten ihn von der armen Mutter gekauft, um ihn als seltenes Schaustück gegen Geld auf allen Märkten sehen zu lassen. So hat das elende Kind alle Städte Deutschlands kennen gelernt. Der Knabe wurde von der Polizei entdeckt und nach Angerburg gebracht.

Dumorisitiches.

Wohlfahrtspflicht. Ein Arzt und ein Notar werden zu einem Schwerverkranken gerufen. An der Tür treffen sich beide, und der Notar läßt dem Arzt den Vortritt mit den Worten: „Bitte sehr, nach Ihnen!“

Eheliches Gespräch. „Alle, wenn du stirbst, muß du die noch mit'n Antoleichenenfragen befragen lassen. — Laß man; du bringst mir auch so schon sch n e l l j e n u g u f f n Kirchhof.“

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, Ged. u. Cie., Karlsruhe i. B.

5 Jahren die Geschicklichkeit der Naturkunde „Rosmos“ gelehrt werden, die ihnen Rückgaben gebiegen, naturwissenschaftliche Kenntnisse zu vermitteln, und mit Rat und Tat dem Heilung den richtigen Weg zu weisen bemüht ist. Für den geringen Jahresbeitrag von nur 4,80 Mk. erhalten die Mitglieder die reichhaltigen, illustrierten Monatshefte des „Rosmos“, Handweiser für Naturfreunde und 5 für sich abgeschlossene, reich illustrierte Bände aus der Feder eines Naturwissenschaftlers. Außerdem werden den Mitgliedern weitere geborgene Werke zu ermäßigten Preisen zur Verfügung gestellt, der Austausch und Verkauf naturwissenschaftlicher Objekte und Apparate vermittelt, Rat und Auskunft auf Anfragen erteilt u. s. w. In jeder Beziehung bei den denkbar günstigsten Umständen weitgehende Unterstützung geboten.

Wir können unseren Lesern daher den Beitritt zu dieser, nun schon weit über 33 000 Mitglieder zählenden Vereinigung wärmstens empfehlen. Beitritts-erklärungen nimmt jede Buchhandlung entgegen. Prospekte und Satzungen versendet gratis die Geschäftsstelle des „Rosmos“ in Stuttgart.

Entdeckungen und Erfindungen.

Ein Jubiläum der Gaslaternen. Die ersten Gaslampen haben vor hundert Jahren in den Straßen von London gebrannt. Am 28. Januar 1807 sammelte sich eine große Volksmenge in Ball Park, um staunend eine Reihe von Gaslaternen zu bewundern, die ein Deutscher, Namens Winsor, vor der Kolonnade des Carlton Hauses zu Ehren des Geburtstags des Königs Georg III. errichtet hatte. Es waren dies die ersten Gaslampen, die man in den Straßen Londons sah. Ein Schotte, Murdoch, hatte allerdings einige Jahre früher bereits den Versuch gemacht, das Gaslicht einzuführen, und die Fabrik von Watt und Boulton in Birmingham hatte bei Gelegenheit des Friedens von Amiens im Jahr 1802 mit Gas illuminiert. Aber auch der Deutsche, Winsor, vermochte seine Gaslaternen vollständig noch nicht zur allgemeinen Annahme zu bringen. Noch zwei Jahre später erklärte Sir Humphry Davy, man könne ebenfalls versuchen, ein Licht vom Mond zur Straßenbeleuchtung vom Himmel zu holen, wie die Straßen Londons durch das Gas beleuchtet zu wollen. Sir Humphry Davy war nicht der einzige kluge Mann, der sich damals blamierte. Die ersten Gaswerke mußten schließen, und im Jahre 1818 wurden tatsächlich noch zwei Leute vor Gericht gestellt wegen Gefährdung der Gesundheit der Bürger durch Abstrahlung von Gaslicht. Im darauffolgenden Jahre trug aber das Gas den Sieg davon und die Metropole begann, ihre Straßen mit Gas zu beleuchten. —

Gesundheitspflege.

Der Genuß von Frühlingstrütern ist durchaus zu empfehlen. In die eindringende Winterkälte wird durch Gemüse und Salate eine wohlthätige Abwechslung gebracht, die nicht nur dem Gaumen zugute kommt, sondern dem ganzen Körper dienlich ist, da sie auf die Tätigkeit der Verdauungsorgane anregend wirkt. Es ist selbstverständlich überflüssig, die Pflanzen auszusprengen und den Saft als Medizin schließweise zu genießen. Es genügt durchaus, sie als Nahrungsmittel auf den Tisch zu bringen. Die Säuren und Salze dieser Pflanzen werden auch in dieser Form ihre Pflicht tun. Unter Umständen ist es sogar durchaus falsch, sich etwa einen Blutreinigungstee zu bereiten. Diese Tees sind, wie Dr. Weigl in den Blättern für Volksgesundheitspflege ausführlich, überhaupt nie Reinerger des Blutes, sondern im besten Falle Darmreinerger, da sie meistens abführend wirken. Sie enthalten gewöhnlich Senesblättern oder Aloe. Wenn man die Aufgüsse dieser Drogen in Mengen von zwei oder drei Tassen zu sich nimmt, so wird keine Aufreinigung des Körpers, sondern im Gegenteil eine Schwächung erzielt. Auch gewisse Blutreinigungspillen und -Kübeln wirken einseitig auf Darm, reizen ihn übermäßig und schwächen ihn dadurch. Nicht selten entsteht im Anschluß an solche Kurden Ausschlag auf der Haut, der merkwürdigerweise zuweilen als Beweis für die Wirksamkeit der Kur angesehen wird. Er ist aber im Grunde nichts weiter als das Ergebnis einer starken Hautreizung durch Kräuterstoffe, die dem Körper ungewohnheitsmäßig oder in zu großen Mengen zugeführt wurden. Abgesehen von den Unbequemlichkeiten, die sie dem Patienten bereiten, bedeuten sie für den Körper nur eine unnütze Arbeitsleistung. Der Glaube an die Blutreinigungskuren ist ein kindlicher, aber es gibt immer noch Leute, die an diesem Glauben festhalten und doch über den Nutzen unserer Vorfahren lächeln, die die Wirksamkeit der Heilkräuter dadurch zu erklären meinten, daß sie sie bei Neumond pflückten.

Kuß dem Tierleben.

Intelligenz einer Katze. Ein Mitglied der bekannten Gesellschaft der Naturfreunde „Rosmos“ sendet dem Vereinsorgan die nachstehenden ungemünzt interessanten Beobachtungen, indem er sich für die absolute Genauigkeit und Wichtigkeit persönlich verbürgt. — „Unsere Katze, ein vollkommen schwarzes, schön gebautes, schlankes Tier, mit dem ich mich jetzt 8—9 Jahre hindurch sehr intensiv beschäftigt habe, hatte beobachtet, daß wir nach dem Essen häufig ein Glas Wasser einschenken und tranken, wobei Wasserlarven und Bläser auf einem alten sogenannten Eisebrett standen. In der Folge pflegte nun die Katze, besonders nach dem Essen, auf dieses Eisebrett zu springen und in die Gläser zu sehen, ob Wasser drin war. War nichts drin — wie meistens, — so goss sie ein Glas voll, und die Katze trank schweißbedeckt aus dem Glas, bis ihr Durst gestillt war. — Da die Katze beobachtet hatte, daß man, um das Zimmer zu verlassen, die Tür öffnen müsse, indem man den Türdrücker hinabdrückte und dann öffnete, so hängte sie sich an den Türdrücker, den sie durch ihre Schwere hinabzog, und nun pendelte sie entzweit durch den Schwung beim Abpringen und öffnete dadurch die Tür, oder sie stieß mit einer Pfote, während sie am Türdrücker hing, vom Türdrücker ab, so die Tür öffnete.“

Ich war Student, schmeichelte mich immer, wenn die Ferien nahten, nach meiner Katze. Als ich wieder nach Hause kam, überraschten mich meine Eltern mit der Mitteilung: „Unsere Katze geht — aufs Klosett.“ Selbstverständlich Mißtrauen meinerseits. Aber wer beschreibe mein Erstaunen, als ich zum erstenmal sah, was ich später so oft noch sehen sollte. War also die Klosettier geschlossen, und unsere Katze wollte ihr Notdurft verrichten, so setzte sie sich vor die Tür und miaute. Dann kam jemand, öffnete die Tür, öffnete den Deckel — und die Katze sprang hinaus, setzte sich — das Gesicht nach der Tür — auf den Sitz, der Schwanz hing lang hinunter, und verrichtete das Geschäft, ohne auch nur einmal das Brett zu beschmutzen. Sehr vergnügt sprang sie davon, und der Betreffende zog die

Wichtig ist es; und diesen Schein zu erwecken, ist eine der Hauptaufgaben der „guten Stuben“. Anders ist es zu beurteilen, wenn eine Familie, die vielleicht gerade nur Stube, Kammer und Küche ihr eigen nennt — von den Hunderttausenden, die überhaupt nur ein Zimmer bewohnen, ist hier nicht die Rede —, wenn eine solche Arbeiterfamilie den einzigen anständigen Raum ihrer Behausung als „gute Stube“ einrichtet und so fast vollständig der Benutzung entzieht. Denn wie wenig Zeit für das, was man nach bürgerlichen Begriffen Gesellschaft nennt, bleibt im Proletariat! Die Unterhaltung mit der Nachbarin vollzieht sich auf der Straße oder auf der Treppe, und das eigentliche gesellige Leben des Proletariats spielt sich bei gemeinsamen Familienabenden, Stiftungs-, Sommer- und Winterfesten in öffentlichen Lokalen ab. So kommt es, daß das „gute Zimmer“ oft noch weniger zum Zweck der Reinigung geöffnet wird; nur zu Geburten, zu silbernen Hochzeiten oder wenn der Tod seinen Einzug gehalten hat, wird es wirklich gebraucht — bestenfalls trinkt man mal Sonntags, wenn das Wetter das Ausgehen verbietet, dort gemeinsam seinen Kaffee, wobei dann die Hausfrau in steter nervöser Aufregung ist, daß die Kinder ja nichts von dem aufgetauten Herlichkeit gestören. Ist es nicht ein Schlag ins Gesicht der gesunden Vernunft, wenn für solche Zwecke der beste Raum der Wohnung reserviert wird, während man sich nachts in der engen Kammer und am Tage in der Küche zusammenversetzt?

Im Proletariatshaus, besonders da, wo auch die Frau dem Erwerb nachgehen muß, ist die Wohnung ja eigentlich nur Schlafstube. Dementsprechend sollte das größte, luftigste und sonnigste Zimmer zur Schlafstube gewährt werden, um so mehr, als der Staub und Dunst, dem die Arbeiterlunge meist tagsüber ausgesetzt ist, das Einatmen reiner Luft während des Schlafens zu einer Lebensnotwendigkeit macht. Den zweiten Raum aber, wenn er nicht auch zum Schlafen, etwa für größere Kinder, gebraucht wird, richte man sich zu einer einfachen gemächlichen Wohnstube her, wo Vater und Mutter nach vollbrachtem Tagewerk in Ruhe etwas lesen, wo die Kinder ihre Schularbeiten machen können, ohne fortwährend von den kleinen Geschwistern gestört zu werden oder Gefahr zu laufen, Bücher und Hefen mit Fettflecken zu verunzieren, wie das beim Arbeiten am Nähstisch nur allzu leicht vorkommt.

„Ja, aber wohin sollen wir dann unsere guten Sachen stellen? Die können doch nicht in einem Zimmer untergebracht werden, wo die Kinder hineintrommen, wo der Mann seine abendliche Pfeife raucht!“ Ach ja, die guten Sachen, die habe ich vergessen. Nicht nur in der Einteilung der Wohnung, auch in ihrer inneren Ausgestaltung herrscht ja die slavische Nachahmung der besser situierten Klassen. Zwar sind die Gegenstände geringer in der Qualität, plumper in der Form, aber jedenfalls ist alles vorhanden, was nun einmal das Zubehör einer „guten Stube“ gilt; dafür sorgen schon die Abzählungsgeschäfte, denen es zugleich zu danken ist, wenn die „guten Stuben“ meist einander beinahe so ähnlich sehen wie ein Ei dem anderen.

Betrachten wir uns doch einmal so ein gutes Zimmer! An der einen Wand steht ein dreiflüßiges Plüschsofa, viel zu groß für den Raum; rechts und links davon je ein ebenfalls mit Plüsch bezogener, höchst unbequemer Lehnstuhl — alle drei gewöhnlich mit einer Menge kleiner gehäkelter „Schoner“ versehen. Vor dem Sofa befindet sich ein Tisch mit einer Plüschdecke, in dessen Mitte auf einem Tischläufer etwa ein bunter Blumensträußchen mit einer Palme steht; eine lebende Palme ist es freilich nicht, steif und tot streckt sie ihre präparierten Wedel von sich, ein Album in Plüschband und ein paar Bücher mit Goldschnitt — sie steht aus, wie noch nie geöffnet — vollenden die Tischdekoration. Zwischen den beiden Fenstern ein Pfeiler-Spiegel, der „Crèmeau“ mit goldbronzierter Glasrahmen, über dem patinierte Schwebelarmleuchte herabhängt. Auf der „Konsole“ vor dem Spiegel ein Weir von Rippfächer, Fingerring aus Porzellan, grelle Glasvasen ohne Blumen, Staffeleien mit Photographien darauf usw. An einer anderen Wand eine Kommode, auch mit einer gehäkelten Decke versehen; in der Mitte steht ein Marmorbüchse in einer fürchterlichen Glasvase; rechts und links davon ein Schächer und eine Schächerin aus Gips, büchsig mit Goldbranze überpinselt. Nicht zu vergessen den Glasstirn an der Ecke, angefüllt mit ebenso finno wie geschmacklosen Rippfächern. An den Wänden schlechte Delbrude in breiten Goldrahmen, Porzellan, Fächer, phantastisch drapierte bunte Lappen, eine Unmenge der verschiedensten kleinen Bilder und Konjolen. An den Fenstern die unermesslichen Glasbilder — vielleicht der bekannte Schutzengel, der die am Abgrund blühenden Kinder beschützt, und der ebenso bekannte Engel, der mit einem toten Kinde im Arm den Himmel aufsteigt. — Das sind „gute Sachen“, denen so häufig Gemütsruhe und Gesundheit geopfert wird. Und dieser „allen Macht“ bin ich nicht nur einmal begegnet, ich habe sie mit geringen Variationen schon unzählige Male angetroffen. Ueberall dieselbe Mühseligkeit, überall dieselbe Häufung von Hierat, Decken, Fächern, Marmorbüchsen — ebenso sinnlos wie unhygienisch als Staubfänger — und Rippfächer, billig, geschmacklos, aber viel, viel!

Die Genossinnen mögen es mir nicht verübeln, wenn ich versuche, ihnen diese Herrlichkeit zu verdeuteln. Nicht den Klump, nach Schmutz will ich hegeheln, sondern die geantene Nachahmung kleinstädtischer Armseligkeit, die „verdammte Bedürfnislosigkeit“, die auch hier zum Ausdruck kommt. Das Proletariat muß lernen, sich nicht nur politisch als Klasse zu empfinden, sondern auch in seinem Streben nach Kultur und Lebensgenuss. Wie es sich sein gesellschaftliches Ideal selbst geschaffen hat, so muß es auch sein Schönheitsideal aus sich heraus gestalten. Dazu ist vor allem notwendig, daß es seine Lebensführung seinen besonderen Lebensverhältnissen und Lebensbedürfnissen anpaßt und nicht mehr die ansgetretenen Bahnen anderer Klassen wandelt. Der Wohnraum, der dem Arbeiter zur Verfügung steht, ist beschränkt, darum fort mit der „guten Stube“, fort mit allen Gegenständen, die unnötig Platz, Licht und Luft wegnehmen. Die Zeit der Proletarierfrau ist fast bemessen, darum fort mit den unnützen Staubfängern, deren Reinhaltung so viel Zeit und Mühe kostet. Genieß sich auch dem Schmuckbedürfnis Rechnung getragen werden, aber nach dem Grundsatz: mäßig und gut, nicht: viel und minderwertig. Ein paar gute Bücher auf einem Bücherbrett, ein paar gute Bilder*) in einfachen Holzrahmen an den Wänden schmücken

ein Proletarierheim würdiger, als all der nichtsnutzige Kleinkram, der jetzt die „guten Stuben“ füllt. Und auch dann, wenn ein Arbeiter etwa zu einer sogenannten „gehobenen Lebenshaltung“ gelangt, gibt es wichtigere Bedürfnisse zu befriedigen, als das nach einer „guten Stube“. Dafür ein hübsches Beispiel. Als ich kürzlich die Genossin besuchte, führte mich diese in ihrer Wohnung herum. „Jetzt sollst du unser „gutes Zimmer“ sehen“, sagte sie. Ich gefühlte, daß mir einen Augenblick davor bangte, wieder ein Akzent auf den guten Gesand zu erleben. Aber siehe da, ich tat einen Blick in ein freundliches, helles — Vorzimmer! Ein solches „gutes Zimmer“ möchte ich jeder Arbeiterwohnung wünschen.

Also wohlgemerkt: wenn wir der „guten Stube“ in der üblichen Form die Verechtigung absprechen, so bekämpfen wir damit nicht etwa das Streben nach einer höheren Lebenshaltung. Ganz im Gegenteil; wir möchten nur, daß der Arbeiter bei diesem Streben sich nicht mit den Kulturträgern des Bürgertums begnügt, sondern seine eigene Kultur sich schafft.

K. D. in der Gleichheit.

Astronominnen.

(Nachdr. verb.)

Daß es in den früheren Jahrhunderten schon ebenso wie heute im Zeitalter der Frauenemancipation Dichterinnen, Künstlerinnen und wohl auch Aerztinnen gegeben habe, wird selbst einem Bildungspolitiker nicht schwer, zu glauben. Anders steht es, wenn man von Frauen erzählen wollte, die bedeutende Mathematikerinnen und Astronominnen waren. Die trodene, rein verstandesmäßige Gehirnfunktion der höheren Mathematik, die Berechnung von Kometenbahnen und die Erforschung der Himmelsräume scheinen dem Naturzell der Frauen gänzlich zu widersprechen. Und doch gibt es eine ganz ansehnliche Zahl von Himmelsforscherinnen, welche in der Geschichte der Himmelskunde durch ihre Leistungen bekannt geworden sind.

In Alexandria lebte Hypatia, die Tochter des Mathematikers Theon. Mathematik und Astronomie vor einem großen Höckerkreise, sie las über die neue Wissenschaft Algebra, die von Diophantus zuerst — und was nicht ohne Reiz ist — in Versen bearbeitet war. Sie war eine der letzten Leuchten des wissenschaftlichen Ruhmes von Alexandria und wurde von einem fanatischen Christenapostel namens Petrus ermordet. Der Astronom und Jesuit Riccioli hat ihr ein Denkmal gesetzt, indem er in seiner 1651 veröffentlichten Mondkarte ein großes Ringgebirge des Mondes auf Hypatias Namen lautete.

Während des ganzen Mittelalters war keine Frau als Astronomin bekannt, dagegen finden wir desto mehr Namen in der Neuzeit. Die Himmelskunde verdankt der Maria von Lewen geborene Kunig ein größeres Werk über Astronomie. Ihr Geburtsjahr ist unbekannt, wird aber wohl auf das Ende des sechszehnten Jahrhunderts zu setzen sein. Sie war die Tochter eines Arztes in Schweden und entwickelte in ihrem Hauptwerk, das im Jahre 1660 in dem niederschlesischen Städtchen Pilschen erschien und den Titel trug Urania propitia, sive tabulae astronomicae, eine Verrechnungsmethode der Planetenorte, die für die tabulae astronomicae, eine Verrechnungsmethode der Planetenorte, die für die damalige Zeit bequemer war als die Kepler'sche Methode. Die Vorrede beginnt mit einer „Verantwortung auf vermutende Einwürfe der Lesenden“, in der sie sehr geistreich den Gemeinplatz abtat, daß Wissenschaft sich für die Frauen nicht schide. Sie wird als eine vortreffliche Frau und Mutter geschilbert und lebte in einer zweiunddreißigjährigen glücklichen Ehe. Sie starb im Jahre 1664 zu Lugowiz.

Eine Frau, deren Schönheit und Gelehrsamkeit zugleich selbst Voltaires Spötterzüge nicht anhaben konnte, war Gabrielle Emilie de Breteuil, Marquise du Châtelet. Sie war 1706 geboren und machte sich zuerst durch eine Preischrift über die Natur des Feuers bekannt. Ihr Hauptwerk jedoch war eine Uebersetzung und kritische Bearbeitung von Newtons Principia philosophiae naturalis. Es erschien erst sieben Jahre nach ihrem am 10. September 1749 in Lüneville erfolgten Tode. Der einzige Witb, den Voltair über sie machte, war der, daß das erste Lager ihres eben geborenen Sohnes ein geometrischer Kollant gewesen sei. Er rednet es ihr hoch an, daß sie in ihrem Umgang nie das mindeste von ihren gelehrten Beschäftigungen habe bemerken lassen.

Die Danziger Bürgermeistersgattin Margarete Hebel nahm an den astronomischen Nachwachen ihres Gemahls, der Verfasser großer astronomischer Werke war, regen Anteil. Hebel hat sie in seiner „Machina coelestis“ an einem Instrument beobachtet abgebildet.

Maria Clara Müller geborene Einmacht, die Tochter des Nürnberger Astronomen Einmacht, nahm an dem Lebenswerk ihres Vaters, wie auch ihres Mannes, der gleichfalls Astronom war, einen so vollständigen Anteil, daß nach dem Zeugnis der beiden Gelehrten ein Hauptverdienst ihrer Arbeiten auf diese Frau fällt. Sie konnten ihr trotz der schwierigen Rechnungen überlassen. Die Zeichnungen in den Werken der zwei Gelehrten sind ausschließlich von ihrer Hand.

Zwei Frauen, die gleichfalls, wenn auch nicht ganz selbständig, so doch als wertvolle Hilfskräfte auf dem Gebiete der Astronomie arbeiteten, waren Margarete Kirch, die Gattin des im Jahr 1700 verstorbenen Astronomen der Akademie zu Berlin, Gottfried Kirch, und Agnes Rankebi, die Schwester des großen italienischen Astronomen Giusseppe Rankebi, der im Jahre 1739 in Bologna starb.

Die berühmteste aller astronomischen Rechnerinnen war die 1723 im Palast Luxemburg in Paris geborene Etienne Lepaute. Ihre Hauptarbeit war die achtzehn Monate dauernde Berechnung der Bahn von Halleys Kometen, während 150 Jahren. Die erste berechnete Wiederkehr für die erste Aprilhälfte 1790 traf genau ein. Diese ganz bedeutende Frau, deren hohe Geburt sie eher in die Richtung zivilen Wohllebens verleitete, widmete ihren Lebensabend der Pflege ihres in Wahnsinn verfallenen Mannes. Als man sich genötigt sah, denselben zu isolieren, ließ sie sich mit ihm zusammensperren und starb vier Tage nach dessen Tod.

In der berühmten englischen Astronomenfamilie Herschel war eine der bedeutendsten Himmelsforscherinnen Karoline Herschel, die Schwester von

William Herschel. In dem Jahre 1781—1790 entdeckte sie neun Kometen, von denen ihr bei sieben die Priorität, d. h. der Ruhm, sie zum erkennen gelassen zu haben, verblieb. Sie starb in achtundneunzigsten Jahre in Hannover, dem eigentlichen Stammland der Familie Herschel, die Ende des 17. Jahrhunderts nach England übergesiedelt war.

Gleichfalls eine Engländerin von großem Ruf in der Astronomie war Marie Somerville, deren Werk Connexion of the Physical Sciences von 1830—1849 acht starke Auflagen erlebte. Ihr rein astronomisches Werk Mechanism of the Heavens wurde 1851 von Dr. Adolf Barth ins Deutsche übersetzt.

Aus dem 19. Jahrhundert wären als selbständig arbeitende Himmelsforscherinnen die 1845 verlorbene Wilhelmine Witte in Hannover, sodann die Frau des Hamburger Astronomen Rüdiger, Maria Wilschell in den Vereinigten Staaten, die Wagnin Rad in Wien, sodann besonders die auch durch ihre politische Tätigkeit bekannte russische Revolutionärin Kowalewska und schließlich Lady Duggins, die Frau des bekannten Londoner Physikers William Duggins, zu nennen.

J. S. Mädler, der bekannte etwas in romantische gehende Astronom, dessen geistiger Zwillingbruder hente etwa Camille Flammarion in Paris ist, hat die Frauen mehr als die Männer zum Studium der Astronomie für geeignet gehalten, vorausgesetzt, daß mathematische Begabung vorhanden sei. Als Hauptgrund gibt er an, daß die Frauen im allgemeinen weit schärfere Augen als die Männer hätten und daß sich unter ihnen die als Farbenblindheit bekannte Abnormität der Augen sehr selten finde. Schon die alten Mäler der Renaissance haben erkannt, daß gebildeten Frauen ein viel sicheres Farbensurteil fehler sei als Männern, und sie in schwierigen Fällen oft zu Rat gezogen.

E. R-y.

Die Fälle von Ottawa.

(Nachdr. verboten.)

Die Fälle des Ottawa gehören zu den großartigsten Naturerscheinungen. Vom Ursprung dieses riesigen Flusses wußte niemand etwas sicheres. Noch als im Jahre 1791 unter Bill die Provinz Kanada in zwei Teile geschieden wurde, konnte man nicht ergründen, woher dieser Wanderer eigentlich komme. Man wußte nur, daß die eigentlichen Quellen im Hochlande befinden, das zwischen der Hudsonbay und dem St. Lorenzstrom die Wasserscheide bildet.

Gleich von vornherein strömen ihm eine so ungeheure Menge von anderen Gewässern zu, daß er schon tief im Norden zu einem tiefen Strome anschwillt. Nirgends gräbt er sich ein tieferes Bett; von der Wiege an wird sein Lauf durch Klippen und Felssteine gehindert. Er spaltet sich bei seinem Einfluß in den See St. Louis in zwei braun dahinströmende Arme, welche die Insel Jesus umschließen, und so geteilt flürzt und sprubelt er über ein felsiges Bett die ganze ungeheure Wassermenge in den noch gewaltigeren alles verschlingenden St. Lorenzstrom. Auch hier wiederholt sich das seltsame Phänomen, daß es eine Weile dauert, ehe die Gewässer dieser beiden Wasserläufe, die bisher beide an ein selbständiges Regiment gewohnt, sich miteinander vereinigen. Benignitäts kann man noch eine Zeit lang unterhalb Montreal im klaren blauen Spiegel des St. Lorenz den bräunlich gefärbten Streifen unterscheiden, den die dunkeln Gewässer des Ottawa durchziehen.

Die Stadt Ottawa selbst ist aus einem Haufen Holzgehütten entstanden, die hier für die Ingenieure errichtet wurden, welche zum Bau des Rideauflansals von der Regierung hergeherrschend worden sind. Der Kanal sollte die Seen mit dem unteren Teil des St. Lorenz in Verbindung erhalten. Er ist voller Schleusen, wunderschön gebaut und teilt die Stadt in eine untere und obere. In der Oberstadt ist ein Hügel, nach einer dort befindlichen Kaserne Barral Hill genannt. Von ihm aus kann man die ganze Gegend übersehen. Nach Norden und Süden schließen ferne graue Berge die Landschaft ein. Nach Osten überfließt man den gigantisch breiten Strom, wie er meilenweit, in fast ganz gerader Linie fließend, von Norden her den nicht minder breiten dunkeln Gatineaufluß in sich aufnimmt. Der Blick nach Westen aber fällt auf einen der großartigsten, wunderbarsten Wasserfälle, welchen die Natur je gebildet. Darüber weg zeigen sich bewaldete Inseln. Eine kunstvoll gebaute Brücke führt gerade unter dem Fall über den Strom und verbindet Ober- und Unterottawa.

Schon zwei bis drei Stunden oberhalb Ottawas fängt der große Strom an zu brausen und zu zischen; immer gewaltiger, bis er auf einmal eine Wiegung macht, die ihm eine bedeutend größere Breite gibt. Hier zieht eine zerklüftete Felsenstufe in Quersicht durch den ganzen Ellenbogen des Flusses. Rißlich häumt sich der gewaltige Strom auf, um dann mit furchtbarem Gemalt die Stufe hinunterzuführen und sich in eine unzählige Menge von Strömungen zu teilen. Dann lüdt er durch die Ralkfelsenklippen seinen Weg. Die dunkeln Felsen schimmern, wie von einem Silberfächer verdeckt, unter den Fäden hervor. Im Winter und Frühling, wenn alle Zuflüsse des Stromes ihm ungeheure Wassermassen zutragen, verschwinden die Felsen unter dem weißschneidenden Schaum. Steht man auf der Brücke, deren fünf Pfeiler auf den einzelnen Klippen ruhen, so ist es, als tauchten einem nicht ein einziger, sondern hundert Ströme entgegen. Brausend und tobend schießen sie in- und durcheinander, trennen sich wieder, häumen sich hoch auf und erschöpfen ihre Kraft in einem majestätischen Schaumspiel. Die Felsenklippen sind so wild zerissen, daß man oft zwei Ströme direkt aufeinander prallen und wie weiße Niesentosse sich voreinander häumen sieht. Nie hat die Natur in ihrer tollsten Laune Abenteuerlicheres geschaffen. Nur rechts bleibt ein Teil des Bettes von dem gewaltigen Spiel unberührt und bildet seinen eigenen großartigen Fall. Die Hauptmasse des Stromes wälzt sich in einen Kessel von 150 Meter Tiefe. Links aber verschwindet einer der wilden Seitenströme. Kein Mensch weiß, wo er hin und was aus ihm geworden ist. Es ist, als hätte die Erde ihn aufgefangt, und alle bisherigen Untersuchungen der Geologen über sein Wiedererscheinen an der Erdoberfläche waren ergebnislos. Dr. Landgrave.

„Ach, du Heber Augustin!“

Im ersten erschienenen Heft von Lehmann u. Klafings Monatsheften veröffentlichte Eduard Grollier eine allerletzte seine Stöße über dies allbekannte Lied. Danach war dessen Verfasser ein Wiener Volkshänger zur Zeit der zweiten Lärkenbelagerung. Ein lustiger toller Geselle, von dessen Treiben aber wenig mehr bekannt ist, als nachfolgendes Gedichtchen: „Was begab es sich aber zu jener Zeit, daß die Leute auf den Straßen hinstarben wie die Fliegen, teils an der Pest, die damals schrecklich wütete, teils am Hungertod, teils auch an den Verbrennungen durch die Geschosse der Belagerer. Allnächtlich machten die Leute der Stadt-Quartier die Kunde durch die Straßen, um die Leiden aufzulösen und diese dann ohne viele Umsände einzuschütten. So wurde einmal auch Augustin aufgefunden, zu vielen Leiden auf den Karren gemerkt, der nun nach dem Friedhof fuhr, wo sie begraben werden sollten. Augustin war aber nicht tot, er hatte nur wieder einmal ein wenig über den Durst getrunken, und das Rumpeln des Wagens brachte ihn zu sich. Auf seine Anfrage, was nun eigentlich mit ihm geschehen sollte, erhielt er die Auskunft, daß das doch eine klare Sache sei. Er solle begraben werden. „Aber ich bin ja gar nicht tot!“ schrie er entsetzt. Die Männer der Stadt-Quartier, die selbst nicht unerheblich angekrankt waren, erwiderten auf den Einspruch gelassen: „Das könnte jeder sagen!“ — Der Artikel bringt die beiden Versionen, in denen das Lied heute noch fortlebt. Da eigentlich nur die erste Strophe allgemein bekannt ist, wird es interessanter, die ganze Fassung kennen zu lernen.

O, du lieber Augustin,
's Ged' ist hin, 's Mensch ist hin,
O, du lieber Augustin,
Alles ist hin!

Wär' schon des Lebens quit,
Hätt' ich nit noch Kredit,
Über so folgt Schreit für Schreit
Wir der Kredit!

Ro, und setz' 's reiche Wien
Arm ist's wie Augustin,
O, du lieber Augustin,
Alles ist hin!

Jeden Tag war sonst ein Feil,
Jetzt aber hab' wir die Peil!
Nur ein großes Verkaufst
Das ist der Peil!

O, du lieber Augustin,
Beg nur ins Grab dich hin,
O, du mein herzliches Wien,
Alles ist hin!

Für norddeutsche Ohren hat der wiederholt vorkommende Ausdruck „'s Mensch“ einen häßlichen Klang; er ist shocking. Nicht so schlimm steht es damit im Wienerischen Dialekt. „'s Mensch“ und die Adjektive „Menschel“ wird unbedenklich auf kleine Mädchen und weiches auf ledige Frauenzimmer überhaupt angewendet. Heute ist man allerdings schon etwas ängstlicher geworden, aber noch immer ist bei Bauernbällen auch der guten Gesellschaft das Kommando der „Buama“ an der Tagesordnung: „Menschel geht's eini, Damenwahl ist!“

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Neues von den Lichtbädern. Die Frage, worauf eigentlich die Wirkung der Lichtbäder beruht, ist jüngst von Dr. Fasselbach vom Hingensinstitut in Kopenhagen in recht einleuchtender Weise beantwortet worden. Danach würde die Wirkung der Lichtstrahlen ausschließlich von ihrer Einwirkung auf die Haut zu erklären sein. Nach wiederholter Bestrahlung tritt Blutüberfüllung der Haut auf, damit ist gleichzeitig eine Verminde rung der Blutmenge in den tieferen Organen verbunden, die Schleimhäute der Nase und des Rachens werden trocken. Das Allgemeinbefinden bessert sich, ja sogar die Stimmung wird beeinflusst, infolge Personen mit wechsellager Stimmung nach dem Gebrauche der Bäder in ein Stimmungsgleichgewicht kommen. Infolge des vermehrten Blutzuflusses wird die Haut besser ernährt, so daß sie eine größere Widerstandsfähigkeit gegen Kälte und Zugluft zeigt. Dadurch, daß die inneren Organe von Blut entlastet werden, zeigen sich die Lichtbäder besonders wirksam bei Herzkrankheiten, bei Klappenfehlern, bei Herzmuskelentartungen und bei Herzschwäche, bei Erkrankungen, bei welchen der Blutlauf gehindert ist, wie bei Lungenblähung und bei chronischem Brandalkatach. Natürlich sind die Lichtbäder auch bei Rheumatismus am Knie, sowie bei Neuralgien. Hier wird der Schlaf verbessert, die psychische Ausdauer gesteigert und das allgemeine Wohlbefinden erhöht.

Für Kranke mit schwachen Herzen ist nun das Schwitzen im Stillsitzbad keineswegs ungefährlich. Daher mußte das Bestreben darauf gerichtet sein, ein weniger angreifendes Bad, als das bisher übliche, zu finden. Das Vogenitz hat sich nicht eingebürgert, da die Kräfte sich so rasch erwärmen. Eine beachtenswerte Neuerung bildet dagegen das Wulffsche Lichtbad, bei welchem eine viel intensivere Strahlung als im gewöhnlichen Lichtbad erzeugt wird. Dabei verflert sich nur ein kleiner Bruchteil der Strahlen neben dem Badenden im kalten Innenraum und dient zu dessen Erwärmung. Die Schweißabsonderung fehlt bei niedrig leitender Wärme durch intensivere Strahlungswirkung, und das Bad ist daher für Herzranke schonender. Die Pulsfrequenz und die Temperatur steigt nicht so sehr, wie beim gewöhnlichen Lichtbad und die Schweißproduktion kann daher mehr wie auf die doppelte Zeit ausgedehnt werden. —

Naturwissenschaftliches.

Moderne Bildung. „Manche Gebildete müssen alle Sprachen kennen, viele müssen neue Sprachen beherrschen, aber jeder muß etwas naturwissenschaftliche Bildung besitzen, wenn er unsere Zeit überhaupt nur begreifen will.“ Dieser Satz hat in unserem Zeitalter eine so hervorragende praktische Bedeutung gewonnen, daß sich seiner allgemeinen Gültigkeit niemand ungestraft entziehen wird. Der ungeheure Einfluß, den die Ergebnisse der Naturforschung auf das gesamte Kulturleben genommen haben, und namentlich die staunenswerten Fortschritte der Technik legen es jedermann gebieterisch nahe, sich mit dem Wesen der Naturerscheinung und den Lehren der angewandten Naturwissenschaften bekannt zu machen. Das ist jedoch leichter gesagt als getan; wie soll sich der Unkundige auf diesem ausgebreiteten Gebiet zurechtfinden, wo soll er bei der Ueberfülle der Tatsachen und Einbrüche anfangen? In richtiger Erkenntnis dessen ist vor etwa

*) Es sei hier vor allem auf die Künstlersteingemälde aus dem Verlag von Teubner u. Reigländer in Leipzig hingewiesen.